

JAMES J. SHEEHAN

STADT, HOF UND GELEHRTENREPUBLIK:
DER ORDEN POUR LE MÉRITE
IN SEINER UMWELT 1842

Le monde qui s'élève est encore à moitié engagé sous les débris du monde qui tombe, et, au milieu de l'immense confusion que présentent les affaires humaines, nul ne saurait dire ce qui restera debout des vieilles institutions et des anciennes mœurs, et ce qui achèvera d'en disparaître.

Alexis de Tocqueville, *De la Démocratie en Amérique*, Tome 2 (1840)

Jedes Zeitalter ist ein Zeitalter des Übergangs. In jeder Gegenwart finden sich Spuren der Vergangenheit und Anzeichen der Zukunft. Doch es gibt historische Momente, in denen das Nebeneinander von Vergangenheit und Zukunft besonders ausgeprägt ist – in denen die Zeitgenossen das Vergangene als sehr gegenwärtig empfinden und gleichzeitig offen sind für die Versprechungen der Zukunft. Ein solcher Moment war die vierte Dekade des 19. Jahrhunderts. Ich möchte heute nachmittag zeigen, daß Vergangenheit und Zukunft, Rückblick und Antizipation, Tradition und Innovation die soziale und kulturelle Umwelt bildeten, in der der Orden gegründet wurde. Die Gegenwärtigkeit der Vergangenheit: Der Orden war das Ergebnis jener Erinnerungskultur, die ein so herausragendes Merkmal



Abb. 1: Eduard Gaertner, Unter den Linden (Pinterest.com)

dieser Epoche war – eine Epoche der Museen und historischen Rekonstruktionen, eine Epoche, in der die »geschichtliche Art der Weltbetrachtung [...] die Quintessenz unserer gesamten kulturellen Bildung [ist]«, wie Jacob Burckhardt 1851 feststellte. Der Orden ist insbesondere mit dem Gedenken an Friedrich den Großen verbunden, der in den 1840er Jahren im Zentrum der preußischen Erinnerungskultur stand.

Belege dafür sind das imposante Reiterstandbild von C.D. Rauch auf dem Boulevard Unter den Linden (1840 begonnen und 1851 fertiggestellt), Franz Kuglers überaus populäre Biographie des Königs (mit über 400 Illustrationen von Adolf Menzel, dem zukünftigen Kanzler des Ordens) sowie die Akademie-Ausgabe (an der ersten wissenschaftlichen Publikation von Friedrichs Werken, die zwischen 1846 und 1856 erschien, waren Alexander von Humboldt sowie weitere Ordensmitglieder beteiligt).¹



Abb. 2: Friedenskirche Potsdam (Kulturrado.de)

In der Gründungsurkunde des Ordens schrieb König Friedrich Wilhelm IV.: »Wir wünschen, den unsterblichen Namen Friedrich den Zweiten an dem heutigen 102ten Jahrestag seines Regierungs-Antritts würdig zu ehren.« Zwar sah Friedrich Wilhelm die religionskritische Haltung Friedrichs skeptisch und war zeitweise untauglich, wie sein Vorgänger auf dem Schlachtfeld nach Ruhm zu streben. Doch der neue König war fasziniert von Friedrich dem Großen und versuchte mit allen Mitteln, ihre Regentschaften in Verbindung zu setzen. Die Friedenskirche, die Friedrich Wilhelm in Potsdam bauen ließ, war eine Parallele zur Garnisonskirche, in der Friedrich begraben worden war.

In gleicher Weise war der Orden von 1842 das zivile Pendant des Ordens, mit dem diejenigen geehrt wurden, die zu Friedrichs militärischen Siegen beigetragen hatten. Nicht nur der Ordensname weckte Erinnerungen an Friedrich: Ursprünglich sollte der Orden auch 46 Mitglieder haben, eines für jedes Regentschaftsjahr des großen Königs. Neue Mitglieder wurden entweder am 31. Mai aufgenom-



Abb. 3: Garnisonkirche Potsdam (Wikipedia)

men, dem ersten Tag seiner Regentschaft, am 24. Januar, seinem Geburtstag, oder am 17. August, seinem Todestag. All dies betonte die Verbindung des Ordens – und damit die des neuen Königs – zu Friedrich dem Großen.

Das Versprechen der Zukunft: Der Orden sollte nicht nur die historischen Verbindungslinien zwischen Vergangenheit und Gegenwart festigen, sondern manifestierte zugleich das Interesse seiner Gründer an neuen Entdeckungen, technologischem Fortschritt und wissenschaftlichen Innovationen. Unter seinen Gründungsmitgliedern war darum nicht nur Friedrich Wilhelm Schelling (geboren 1775). Den Kommilitonen von Hegel und Hölderlin hatte der König als lebendes Denkmal des großen Zeitalters deutscher Geistesgeschichte nach Berlin gelockt. Zu den Gründern gehörten auch Louis Daguerre, Erfinder der Fotografie, und Michael Faraday, einer der produktivsten Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts.

Das Zusammenspiel von Vergangenheit und Zukunft im Orden und in seinem Umfeld soll das Leitmotiv meines Vortrags heute nachmittag bilden: Ich beginne in Berlin, wo der Orden gegründet wurde und wo bis heute sein geographisches Zentrum liegt. Ich wende mich dann dem Monarchen und seinem Hof zu, der den ursprünglichen Charakter und die Zielsetzungen des Ordens prägte. Und ich werde abschließend fragen, welche Aufschlüsse uns die kollektive Biographie der Ordensmitglieder von 1842 über die Gelehrtenrepublik geben kann, in der sie lebten.

Erster Teil: Berlin

Nur vier der Gründungsmitglieder des Ordens waren gebürtige Berliner (Humboldt, Meyerbeer, Schadow und Tieck), doch 1842 lebten dreiundzwanzig dort, mehr als zwei Drittel des deutschen Kontingents. Das ist wenig überraschend:

Die Grafik zeigt, daß die Stadt im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem aufgrund von Einwanderung so stark wuchs und nicht durch eine Zunahme an Geburten.² Tatsächlich kamen mehr noch als in anderen Großstädten diejenigen, die für die spezifische urbane Kultur der Stadt stehen – Architekten wie Schlüter, Schinkel und Erik Mendelssohn; Schriftsteller wie Raabe, Fontane und Döblin; bildende Künstler wie Franz Krüger, Ernst Ludwig Kirchner und Wim Wenders – von anderswo. Berlin ist schon immer eine Stadt gewesen, die offen ist für Zugezogene und deren Einflüsse.

Daß unter den Gründungsmitgliedern des Ordens so viele Berliner waren, zeigt, wie sehr die preußische Hauptstadt zum intellektuellen Zentrum des deutschen Europas geworden war. So wie Preußens Aufstieg zur europäischen Macht war auch Berlins Eminenz das Ergebnis von Entwicklungen im 18. Jahrhundert, besonders während der Regentschaft von Friedrich dem Großen. Um einen groben, aber aufschlußreichen Überblick über diese Entwicklung zu geben: 1730 stand Berlin an achter Stelle der Städterangliste, die die Anzahl der Buchveröffentlichungen für den Verkauf auf der Leipziger Buchmesse dokumentierte. 1760 war die Stadt auf den zweiten Platz angestiegen, direkt hinter Leipzig selbst. In einem Lexikon deutscher



Abb. 4: Bevölkerungswachstum in Berlin (1800-1850)
 (Wolfgang Ribbe, *Geschichte Berlins: Band I: Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung*, München, Beck Verlag 1987)

Schriftsteller, das 1806 erschien, lag Berlin nach Wien auf dem zweiten Platz.³ Große Bedeutung für die Stadt und den Orden hatte die 1810 gegründete Universität. In den 1840ern gab es dort nicht nur eine Vielzahl von verdienten, ausgezeichneten Wissenschaftlern. Die Universität zog zunehmend auch kluge, junge Männer aus ganz Europa in großer Zahl nach Berlin. Führen Sie sich doch nur einmal vor Augen, wer sich im größten Hörsaal drängte, als Schelling im November 1841 seine Antrittsvorlesung hielt: Neben berühmten Persönlichkeiten wie Alexander von Humboldt, dem Rechtshistoriker Savigny oder dem Philosophen Trendelenburg finden wir dort einen jungen dänischen Theologen namens Søren Kierkegaard, einen russischen Adligen und späteren anarchistischen Philosophen Mikhail Bakunin sowie Friedrich Engels, den Sohn eines Industriellen aus Barmen, der zu jener Zeit seinen Militärdienst in Berlin absolvierte.⁴

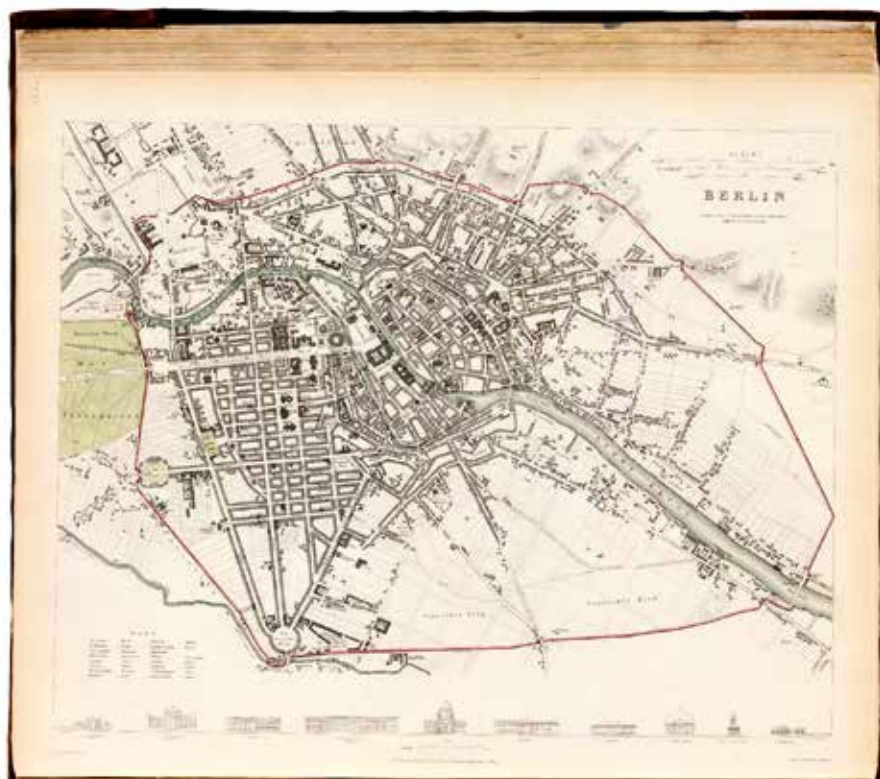


Abb. 5: Stadtplan Berlin, c. 1840 (David Rumsey Map Center, Stanford University Library)

1840 hatte Berlin 330.000 Einwohner: nicht mehr eine Kleinstadt, noch keine Großstadt. Die meisten Ordensmitglieder lebten 1842 im Zentrum der Stadt, in Nähe von Universität und Schloß. Alexander von Humboldt wohnte zum Beispiel relativ bescheiden in der Oranienburger Straße zur Miete. C. D. Rauchs Atelier befand sich im ehemaligen Lagerhaus in der Klosterstraße – ganz in der Nähe des Gewerbeinstituts, das ein Zentrum des künstlerischen Lebens der Stadt war. Schadow lebte und arbeitete in der heutigen Schadowstraße, einer Querstraße zu Unter den Linden direkt beim Brandenburger Tor. Der Geograph Carl Ritter lebte auf der Ecke Französische und Markgrafenstraße, in bequemer Distanz zu Universität und



Abb. 6: Eduard Gaertner, Opernhaus Berlin (Wikimedia Commons)

Bibliothek. Und als Jacob und Wilhelm Grimm 1841 nach Berlin zogen, ließen sie sich in der Linnéstraße nieder, die in einem neuen Stadtviertel südlich des Tiergartens lag. Hier genossen sie laut Jacob »eine angenehme ländliche Stille«.⁵

Auch wenn sich Zeitgenossen gelegentlich über die weiten Entfernungen beklagten, ließ sich 1842 in Berlin noch alles gut zu Fuß erreichen. So lief zum Beispiel Humboldt für gewöhnlich von der Oranienburger Straße zur Universität oder zum Schloß. Nachts oder bei schlechtem Wetter standen Droschken zur Verfügung – 1842 gab es 650 von ihnen zu mieten. Fünf Jahre später wurde die erste Omnibuslinie eingerichtet, die den Alexanderplatz mit dem Tiergarten verband. Mit dem Wachstum der Stadt in den folgenden Jahrzehnten kamen neue Linien hinzu.⁶

Besucher Berlins bemerkten häufig, was für eine moderne Stadt dies sei. Für damalige Verhältnisse waren die Straßen gut beleuchtet und relativ sicher – zumindest für jene, die es sich leisten konnten, in den besseren Vierteln Berlins zu leben.

Doch wir sollten die eleganten Stadtszenen, die wir zum Beispiel hier auf Eduard Gaertners »Königliches Opernhaus Unter den

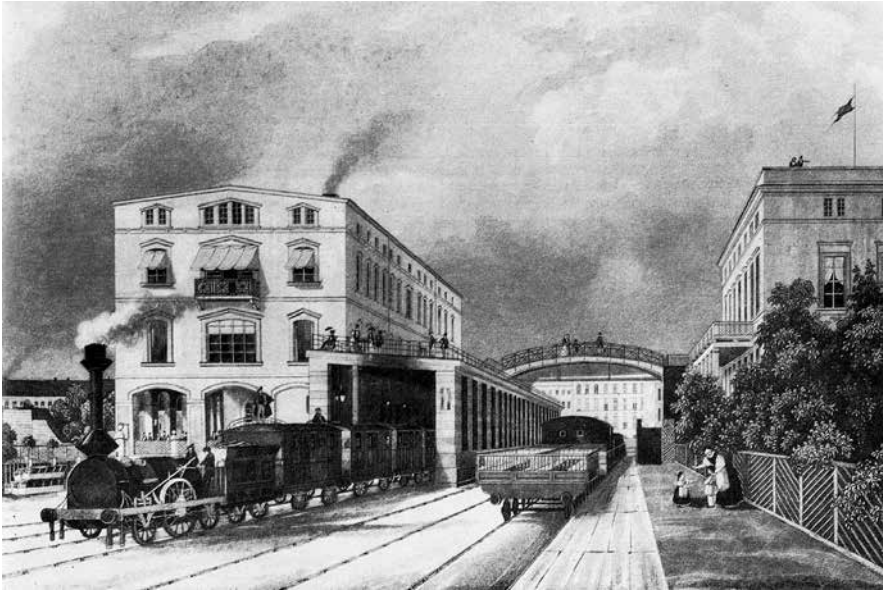


Abb. 7: Potsdamer Bahnhof (1839) (Landesbildstelle Berlin)

Linden« sehen, nicht für bare Münze nehmen. Hätten wir uns in den 1840ern an diesem Platz befunden, wäre ein Atemzug genug gewesen, um zu realisieren, daß sich die damalige Welt sehr von der unseren unterschied: Berlin war berühmt und berüchtigt für das, was ein Historiker seinen »namenlosen Gestank« genannt hat – das Resultat schlechter Abwassersysteme und der eher planlosen Entsorgung von Müll und Fäkalien. Ich erspare Ihnen weitere Details zu diesem Aspekt des Umfelds, in dem der Orden gegründet wurde. Doch ich möchte erwähnen, daß zu den wichtigen Ereignissen des Jahres 1842 auch jener Erlaß gehörte, der regulierte, daß »keine Nachteimer mehr in die Flüsse geschüttet werden dürfen und die gesamte Fäkalienabfuhr von einer ›Latrinen-Reinigungs-Anstalt‹ durchzuführen sei«.7 Man soll die Zeichen des Fortschritts feiern, wo sie einem begegnen, doch es gilt festzustellen, daß ein wirklich effizientes Abwassersystem noch in weiter Zukunft lag.

Für die meisten Berliner war 1842 das wichtigste Signal des Fort-



Abb. 8: Adolf Menzel, Berlin – Potsdam Eisenbahn (1847)
(Pinterest.com)

schritts nicht diese bescheidene Verbesserung der öffentlichen Hygiene, sondern es waren vielmehr die bahnbrechenden Veränderungen des Verkehrswesens durch die Eisenbahn. Berlins erste Eisenbahnlinie zwischen, Berlin und Potsdam, eröffnete 1838.⁸ Vier und später fünf Züge fuhren täglich von diesem Bahnhof am Potsdamer Platz ab.

»Wenn man sich etwas zu gute thun will«, schrieb Jacob Burckhardt 1840, »so sitzt man auf die Eisenbahn und rutsche in 33 oder 35 Minuten nach dem fünf gute Stunden entfernten Potsdam ... man fliegt eigentlich wie ein Vogel dahin.«⁹ 1842 verband eine neue Linie die Hauptstadt mit Stettin und Frankfurt / Oder; fünf Jahre später gab es ein 1400 km langes Schienennetz in Preußen, in dessen Zen-

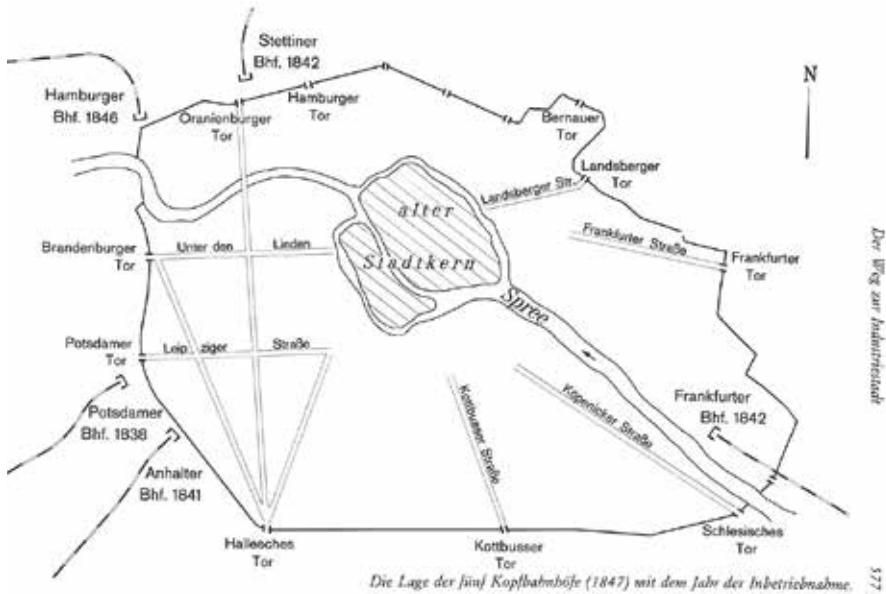


Abb. 9: Die Lage der fünf Kopfbahnhöfe in Berlin (1847)
 (Wolfgang Ribbe, *Geschichte Berlins: Band I: Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung*, München, Beck Verlag 1987)

trum Berlin lag. Die Zeitgenossen erkannten die Eisenbahn schon bald als das, was sie war – zugleich Instrument und Metapher des Wandels.

Sie veränderte die Wahrnehmung von Zeit und Raum, gestaltete den natürlichen Raum neu, wie hier auf dem Gemälde von Adolf Menzel aus dem Jahr 1847 sehr gut zu sehen ist, und zwang Städten überall in Europa neue Raumordnungen auf.

Diese Karte zeigt, daß Berlin am Ende des Jahrzehnts in mehrere Richtungen expandierte, da neue Bahnhöfe rund um das Stadtzentrum des 18. Jahrhunderts gebaut wurden. Hier im Stadtbild Berlins sehen wir noch einmal die Gleichzeitigkeit von Vergangenheit und Zukunft.¹⁰

Zweiter Teil: Der Hof

Die Eisenbahn sollte Berlin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Industrialisierung verhelfen und einige von Europas produktivsten Unternehmen dort ansiedeln. Doch 1842 war Berlin in allererster Linie noch eine Residenzstadt.¹¹ Die preußische Hauptstadt hatte kein mittelalterliches Zentrum, sondern war wie der Staat Preußen ein dynastisches Gebilde, das relativ junge Produkt einer Reihe effizienter Herrscher, besonders Friedrichs des Großen. Seine militärischen Erfolge vereinten eine Ansammlung verstreuter Territorien im Norden Europas zu einer der fünf europäischen Großmächte. 1842 war Preußen zwar noch die kleinste dieser Mächte, doch es war unzweifelhaft eine Großmacht.

Berlins Stadtbild war stärker von der herrschenden Dynastie geprägt als jene von London, Paris oder Wien – nur Sankt Petersburg kam der Stadt hier vielleicht gleich: Alle bedeutenden Gebäude im Zentrum standen in direkter Verbindung zu den Hohenzollern: Das Schloß, das Zeughaus, der Dom sowie Schinkels Museum, das 1830 fertiggestellt wurde und sowohl optisch als auch symbolisch mit den drei anderen Bauten harmonierte.¹² In unmittelbarer Nähe dazu lagen das Opernhaus, die Staatsbibliothek und die Universität, die ebenfalls eng mit dem Königshaus verbunden waren.

In den 1840er Jahren waren alle europäischen Staaten Monarchien – natürlich abgesehen von der ewigen Ausnahme von allen politischen Generalisierungen, der Schweiz. Alle europäischen Staatengründungen im 19. Jahrhundert – von Serbien 1817 bis zu Albanien 1913 – verlangten nach einem Monarchen, der des öfteren aus einem der deutschen Kleinstaaten importiert wurde. 1914 gab es nur vier Republiken auf dem europäischen Kontinent: Die Schweiz, Frankreich, Portugal und San Marino. Diese Allgegenwärtigkeit von monarchischen Institutionen hatte ihren Ursprung nicht nur in deren traditioneller legitimatorischer Kraft. Sie entsprang auch der Wandlungsfähigkeit der Monarchien, die sich an neue Bedingungen anpaßten und mit erstaunlich unterschiedlichen politischen Umständen arrangierten. Überall mußten die Monarchen



Abb. 10: Franz Krüger, Friedrich Wilhelm IV. (Pinterest.com)

des 19. Jahrhunderts mit einer entzauberten Welt leben, in der die sakralen Fundamente royaler Autorität viel von ihrer Macht eingebüßt hatten. Monarchische Regentschaft war zum Beruf geworden, vom Gesetz geregelt (oft durch Verfassungen, in Preußen vor 1849 durch das Staatsschuldengesetz von 1820) und untrennbar mit anderen staatlichen Institutionen verbunden. Der Monarch war zugleich ihr Repräsentant und erster Diener.¹³

Monarch konnte man im 19. Jahrhundert auf vielerlei Art und Weise sein: Die Form der Herrschaftsausübung hing von Persönlichkeit und Erfahrung ebenso ab wie von der politischen Kultur und Tradition des jeweiligen Staates. In viel stärkerem Maße als im alten Regime konnten die Könige (und gelegentlich die Königinnen) selbst entscheiden, was für ein Herrscher sie sein wollten.¹⁴

Entscheidungen zu treffen fiel Friedrich Wilhelm IV., der 1840 König von Preußen wurde, schwer.¹⁵ Seine Unentschlossenheit untergrub



Abb. 11: Hyacinthe Rigaud, Louis XIV (1701) (Wikipedia)

eine effektive Staatsführung und sollte während der revolutionären Krise von 1848-49 katastrophale Folgen haben. Für unsere Zwecke ist es wichtig zu erkennen, wie sehr der König jene Spannung zwischen Tradition und Innovation personifizierte, die die 1840er Jahre charakterisierte. Mit seiner Faszination für das Mittelalter evozierte er häufig das Ideal einer vormodernen politischen Ordnung. Doch er war (anders als sein Vater) zugleich ein fortschrittlicher Mensch, der es schätzte, mit der Bahn zu reisen, öffentliche Reden zu halten und sich bei technischen Innovationen auf dem neuesten Stand zu halten. Er war zugleich ein Anachronismus und ein Mann seiner Zeit.

Franz Krügers berühmtes Gemälde von 1846 fängt diese beiden Seiten der königlichen Persönlichkeit ein: Friedrich Wilhelm steht hier in der Erasmuskapelle, die zu den ältesten Teilen des königlichen Schlosses gehört.



Abb. 12: Franz Krüger, Huldigung der preussischen Stände vor Friedrich Wilhelm IV. am 15. Oktober 1840 (Wikiwand)

Er hatte sie in den 1820ern von Karl Friedrich Schinkel renovieren lassen. Das Setting beschwört die tiefe Religiosität des Königs, eine Verbindung zwischen Thron und Altar, die immer von großer Bedeutung für ihn war. Außerdem ist es Ausdruck seiner Identifikation mit Friedrich dem Großen, der diesen Teil des Schlosses bewohnt hatte. Gleichzeitig hat dieses Gemälde etwas ausgesprochen Modernes: sein photographischer Stil läßt das Bild wie einen Schnappschuß wirken, der einen bestimmten Moment in Zeit und Raum einfängt. Die Erscheinung des Königs ist bürgerlich: seine Uniform ist schmucklos ohne Insignien royaler Macht; die Kapelle ist trotz ihrer sakralen Ursprünge zum säkularen Ort geworden, an dem gewöhnliche Arbeit verrichtet werden konnte. Das Schriftstück, das der König in den Händen hält, scheint keine offizielle Proklamation zu sein, sondern vielmehr privater Natur – vielleicht einer jener unzähligen Briefe, in denen er um Patronage gebeten wurde. Man

muß nur Krügers Gemälde mit Rigauds berühmtem Porträt von Ludwig XIV. vergleichen, um die historische Distanz zu erkennen, die monarchische Institutionen seit dem Ende des Ancien régime zurückgelegt haben.¹⁶

Wir sollten jedoch vermutlich nicht zuviel aus Friedrich Wilhelms Bürgerlichkeit machen. Er war sich seines besonderen Status überaus bewußt. Das sehen wir in »Die Huldigung der preußischen Stände vor Friedrich Wilhelm IV. am 15. Oktober 1840«, auch von Franz Krüger.

In Berlin und Potsdam war der königliche Hof streng hierarchisch gegliedert mit seinen sechsfünfzig verschiedenen Rängen sowie in dem komplexen Regelwerk, das Hofetikette und Zugang zum König kontrollierte. Friedrich Wilhelm nahm seinen Hofstaat sehr ernst und stellte sicher, daß seine livrierten Bediensteten angemessen gekleidet und geführt waren.¹⁷

Der Orden Pour le mérite war wie der Schwanenorden, den Friedrich Wilhelm zur Pflege philanthropischer Projekte wiederbelebte, in diese höfische Ordnung eingebettet. Seine Mitglieder waren Ritter, deren Status sie hoffähig machte. Ortsansässige Mitglieder konnten erwarten, zu königlichen Banketten eingeladen zu werden und am Ordensfest teilzunehmen, das immer im Januar stattfand. Hier wurde eine Vielzahl von Ehrungen in Anerkennung treuer Staatsdienste erteilt. Der Ordenskanzler Alexander von Humboldt war ein Kammerherr, und diese offizielle Position am Hof sicherte ihm sein hauptsächliches Einkommen. Die Gründungsmitglieder des Ordens wurden mit Humboldts Unterstützung vom König ernannt; Humboldt informierte ihn über die Wahl neuer Mitglieder, deren Berufung der Zustimmung des Königs bedurfte.¹⁸ Doch wie die Monarchie im ganzen transzendierte auch der Orden die Person des Herrschers. Anders als der Orden des 18. Jahrhunderts hatte der Orden von 1842 ein gesetzmäßiges Fundament. Seine Statuten garantierten ein gewisses Maß an Autonomie und Selbstverwaltung. Hinzu kommt, daß die Mitglieder zwar Ritter waren, ihre Auswahl aber nichts mit sozialem Status im traditionellen Sinn zu tun hatte: Die Ernennung basierte auf individueller Leistung und Berühmt-

heit – darauf, was jemand erreicht hatte, und nicht darauf, wer er war. Der spezifische Charakter des Orden Pour le mérite gründet darin, wie er Tradition und Moderne verschmolz, Stand und Erfolg verband, das Prestige höfischer Ehren mit den berufsständigen Er-rungenschaften einer Leistungsgesellschaft verknüpfte.

Als Kronprinz und auch als König verfolgte Friedrich Wilhelm viele intellektuelle Interessen und Leidenschaften. Er genoß die Gesellschaft kluger, kultivierter Männer. Er war auch ein überaus großzügiger Mäzen, der mit Hilfe eines vielschichtigen Systems aus öffentlichen und privaten Fonds Individuen, Kunstwerke und wissenschaftliche Projekte unterstützte. Alexander von Humboldt verwandte bemerkenswert viel Zeit und Anstrengung darauf, dem König förderungswürdige Bewerber vorzustellen – von berühmten Gelehrten wie den Gebrüdern Grimm, die auf ein höheres Stipendium aus waren, als sie nach Berlin zogen, bis zu der Witwe eines Museumsaufsehers, die Geld für die Ausbildung ihrer Tochter benötigte. Ständig baten Menschen Humboldt, sich für sie einzusetzen. An einen Freund schrieb er 1849 treffend: »Den Tag klingelt man bei mir wie in einem Brandweinladen.«¹⁹

Es waren zwar nur wenige adlige Mäzene so großzügig wie Friedrich Wilhelm, doch das Mäzenatentum spielte im Leben vieler der ursprünglichen Ordensmitglieder eine große Rolle. Ein Patronat war natürlich besonders für Künstler essentiell: Rauch und Schadow, Cornelius und Schnorr von Carolsfeld machten sich alle einen Namen aufgrund von großen öffentlichen Aufträgen. Doch auch Gelehrte und Forscher waren, besonders wenn sie aus bescheidenen Verhältnissen stammten, zu Beginn ihrer Karrieren auf einen Förderer angewiesen. So weckte zum Beispiel der große Mathematiker Carl Friedrich Gauß die Aufmerksamkeit des Herzogs von Braunschweig, der für seine Ausbildung aufkam. Die Gebrüder Grimm wurden vom hessischen Kurfürsten unterstützt. Der schwedische Chemiker Jöns Jakob Berzelius konnte seine Forschung betreiben, weil ein reicher Minenbesitzer sein Talent erkannte und ihm ein Labor finanzierte. Selbst Michael Faraday, der den Ritterstand und die meisten anderen Ehrungen abgelehnt hatte, verbrachte seine letzten Jahre in

einem Cottage, das ihm Königin Victoria kostenfrei zur Verfügung stellte. Das Mäzenatentum sollte im gesamten 19. Jahrhundert nicht vollkommen verschwinden, vor allem nicht in den bildenden und darstellenden Künsten. Doch ich denke, man kann sagen, daß die Generation, aus der die ersten Mitglieder des Ordens stammten, die letzte war, für die Förderer und Gönner von solch zentraler Bedeutung waren. Wie wir gleich sehen werden, wurden diese traditionellen Netzwerke persönlicher Abhängigkeiten in den 1840er Jahren langsam durch andere finanzielle Unterstützungssysteme ersetzt.

Dritter Teil: Die Gelehrtenrepublik

Aus dem Mäzenatentum ergaben sich Verbindungen und Verbindlichkeiten, die das Leben vieler der Gründungsmitglieder beeinflussten. Sie waren Teil eines größeren Netzwerks persönlicher Beziehungen, das die Mitglieder miteinander verknüpfte. Betrachtet man ihre Biographien, fällt sofort ins Auge, wie sehr sie durch Freundschaften, Zusammenarbeit und gelegentliche Rivalitäten miteinander verbunden waren. Ein wichtiger Knotenpunkt in diesem Netz war natürlich Alexander von Humboldt, der während seines langen, betriebsamen Lebens mit erstaunlich vielen seiner interessantesten Zeitgenossen in Kontakt stand. Einige von ihnen wurden 1842 oder später Mitglieder des Ordens. Doch die sich überschneidenden persönlichen Verbindungen innerhalb des Ordens deuten auch auf einige bemerkenswerte Merkmale seiner sozialen Umwelt hin.

Wir können zunächst feststellen, daß die Generation, die den Orden 1842 prägte, am Ende des 18. oder zu Beginn des 19. Jahrhunderts erwachsen wurde – in einer Zeit, als die Gelehrtenrepublik noch relativ klein war. Man vergißt leicht, welche Dimension der institutionelle Wandel im 19. Jahrhundert annahm und wie er den Charakter von Städten, Armeen, Unternehmen, Universitäten, Verlagshäusern und der Öffentlichkeit selbst veränderte. Zwei grobe Indikatoren sollen für unsere Zwecke reichen: 1800 wurden ungefähr 4000 deutsche Bücher veröffentlicht, 1840 waren es mit 14.000 mehr als dreimal so

viele. Im Jahr ihrer Gründung 1810 hatte die Universität zu Berlin 256 Studenten und einen Lehrkörper von 47 mit 25 ordentlichen Professoren. 1841 studierten 1677 dort, und der Lehrkörper umfaßte 135 (darunter 54 ordentliche Professoren).²⁰

Im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert konzentrierte sich das europäische Kulturleben auf wenige Zentren. In Rom versammelten sich nach wie vor die bildenden Künstler aus ganz Europa. Die vier Bildhauer des Ordens hatten jeweils Zeit dort verbracht: Schadow, der dort in den 1880er Jahren arbeitete, bevor er nach Berlin zurückkehrte, Rauch, der ein Jahrzehnt später dort war, und dann Dane Bertil Thorvaldsen, der von 1797 bis 1838 in Rom lebte, wo er die Bekanntschaft von Ludwig Michael Schwanthaler machte, als jener dort 1826 dank eines Stipendiums des bayerischen Königs weilte. In ähnlicher Weise hatten auch die fünf Maler unter den Gründungsmitgliedern des Ordens in Rom studiert, genauso wie der französische Architekt Pierre Fontaine. Für diese Männer war Rom zugleich ein riesiges Museum und eine pulsierende Gemeinschaft, wo Künstler aus ganz Europa ihre Arbeiten zeigen und wahrgenommen werden konnten.

Für die Forscher und Gelehrten gab es kein mit Rom vergleichbares Zentrum. Doch in der Zeit, die für viele der ersten Ordensmitglieder prägend war – also das späte 18., frühe 19. Jahrhundert –, war die bedeutendste Stadt der Wissenschaft sicherlich Paris. Es war diese Stadt, in die Alexander von Humboldt 1804 nach seiner Rückkehr aus Amerika ging und in der er bleiben sollte, bis er nach langem Zögern 1827 nach Berlin zurückkehrte. In Paris traf Humboldt französische Wissenschaftler (und Ordensritter) wie Dominique Arago und Joseph Louis Gay-Lussac, Künstler wie Fontaine und Besucher wie den irischen Dichter Thomas Moore. Jener ist heutzutage fast vergessen, doch er war berühmt genug, um eines der ausländischen Gründungsmitglieder zu werden.

Wir können das Netzwerk persönlicher Beziehungen innerhalb des Ordens deshalb so gut nachvollziehen, weil seine Mitglieder sich aktiv an jener Briefkultur beteiligten, die so essentiell für das europäische Leben im 18. und 19. Jahrhundert war.²¹ Die gesammelte

Korrespondenz aus dieser Epoche ist nicht nur eine unschätzbare Informationsquelle für die soziale, kulturelle und politische Geschichte. In ihr finden auch einige Wesenszüge jener Welt ihren Ausdruck. In diesem Zusammenhang sollte ich unbedingt Albrecht Schönes hervorragende Publikation »Der Briefschreiber Goethe« erwähnen, der ich viele Anregungen für die folgenden Bemerkungen verdanke.²²

Zunächst einmal ist der rein mengenmäßige Umfang der zeitgenössischen Korrespondenz eindrucksvoll. Schöne schätzt, daß Goethe um die 20.000 Briefe schrieb und fast 24.000 erhielt. Ein kürzlich veröffentlichter und sicher unvollständiger Katalog von Wilhelm von Humboldts Briefen zählt 8630 Stücke.²³ Und es sollte uns nicht erstaunen, daß der Weltmeister des Briefeschreibens im 19. Jahrhundert Alexander von Humboldt hieß, der in seinem langen Leben an die 50.000 Briefe geschrieben haben mag. In den 1840ern bekam er 5000 Briefe pro Jahr, von denen er viele selbst zu beantworten versuchte, da er sich weigerte, einen Sekretär einzustellen. Sechs Monate vor seinem 90. Geburtstag veröffentlichte der erste Ordenskanzler eine Notiz in den Zeitungen, in der er darum bat, daß man Humboldt keine Briefe mehr schreiben möge. Der Mann müsse mit seiner Arbeit vorankommen.²⁴

Per Definition hat jeder Brief einen Absender und einen Empfänger – auch wenn beide natürlich fiktional sein können. Gelegentlich ist der wichtigste Grund für einen Brief nicht die Kommunikation oder zumindest nicht der Austausch mit dem formalen Empfänger des Briefes. Manche Briefe sind das, was Goethe ein Selbstgespräch nennt, eine Gelegenheit für den Schreiber, seine innersten Gedanken zu reflektieren – eher Monologe als Gespräche. Andere Briefe wiederum wenden sich an ein viel größeres Publikum als den einen Empfänger. Tatsächlich sind die Grenzen zwischen Briefen, die wir oft als vertrauliche Dokumente mit einer begrenzten Leserschaft verstehen, und Büchern, also öffentlich zugänglichen Texten, fließend und komplex. Dies gilt natürlich ganz offensichtlich für Briefromane, in denen Briefe einem fiktionalen Narrativ den Eindruck von Intimität und Privatheit verleihen sollen. Doch es ist auch be-

merkwürdig, wie häufig die zunächst private Korrespondenz von Zeitgenossen zur Grundlage von publizierten Büchern wurde. So wurde zum Beispiel quasi die gesamte Korrespondenz aller Gründungsmitglieder des Ordens veröffentlicht, teilweise schon zu ihren Lebzeiten, meist jedoch erst posthum.

Es fällt auf, wie viele dieser Briefe lange und gründliche Auseinandersetzungen mit wissenschaftlichen Themen sind. Der Briefwechsel von Carl Friedrich Gauß und Friedrich Wilhelm Bessel (beide Ordensritter der ersten Stunde) hatte beispielsweise zwischen 1804 und 1849 mathematische und astronomische Fragestellungen zum Gegenstand – und hätte zu einem späteren Zeitpunkt gut und gerne als Quelle für einen Artikel oder einen Konferenzbeitrag dienen können. Der Gauß-Bessel-Briefwechsel (und viele weitere Beispiele, die man hier anführen könnte) zeigt uns, wie bedeutend der persönliche, halb-private Austausch zwischen einzelnen Gelehrten blieb und wie sich nach und nach ein spezialisierter, wissenschaftlicher Diskurs entwickelte.²⁵ Einmal mehr fällt der Übergangscharakter der Zeit ins Auge.

In den 1840er Jahren hatten einige deutsche Gelehrte und Wissenschaftler mit ihren Arbeiten neue Fachwissenschaften definiert, indem sie vorhandenes Wissen bündelten und neue Forschungsfragen aufwarfen: Ein frühes Beispiel dieser Entwicklung war Eilhard Mitscherlichs »Lehrbuch der Chemie«, das 1829 erschien; das vielleicht einflußreichste war Johannes Müllers »Handbuch der Physiologie«, ein mehrbändiges Werk, das zwischen 1833 und 1840 publiziert wurde. Mitscherlich und Müller lehrten beide in Berlin, und sie waren beide Gründungsmitglieder des Ordens. Hätten wir mehr Zeit, könnten wir noch viele weitere Beispiele betrachten, sowohl in den Naturwissenschaften als auch in den Philologien und Geschichtswissenschaften: Handbücher, Wörterbücher und Quellensammlungen, die als Grundlage weiterer Forschungen dienen und somit als Indikator für den sukzessiven, aber eindeutigen Aufstieg der Fachwissenschaften gelten können.

Wissenschaftliche Forschung und Austausch konzentrierten sich in Deutschland in den 1840er Jahren vor allem auf die Universitäten.

In den Geisteswissenschaften war das Seminar zum hauptsächlichsten Ort dieser Kombination aus Lehre und Forschung geworden. In den Naturwissenschaften erfüllte das Labor den gleichen Zweck. Hier war es Justus Liebig (der 1851 zum Ordensmitglied wurde), der auf dem Gebiet der Laborarbeit zunächst in Gießen und dann in München Bahnbrechendes leistete. Wir betrachten es als selbstverständlich, daß die Produktion und Weitergabe von Wissen einen akademischen Ort hat. Doch in der Mitte des 19. Jahrhunderts war dies eine relativ neue und ausgesprochen deutsche Entwicklung. Sie sollte den Grundstein für Deutschlands außergewöhnliche Vormachtstellung in den Wissenschaften legen. In Deutschland – und letztendlich überall – institutionalisierte sich in der Universität die Gelehrtenrepublik. Im Laufe der Zeit sollte die überwältigende Mehrheit der wissenschaftlichen Ordensmitglieder eine akademische Position innehaben. Mäzenatentum und persönliche Verbindungen, die für die Karrieren der ersten Ordensmitglieder so essentiell gewesen waren, wurden durch die institutionelle Unterstützung in Form von Universitäten und Forschungsinstituten abgelöst.²⁶

Lassen Sie mich diesen Vortrag mit einigen Worten zu Alexander von Humboldt abschließen.

Humboldt war wie sein königlicher Mäzen und lebenslanger Freund Friedrich Wilhelm IV. zugleich ein Anachronismus und ein Mann seiner Zeit. Er war ein großer Universalist, dessen akademische Interessen und Wissensbestände die Grenzen einer einzigen Fachwissenschaft überschritten. Er war auch ein Amateur, der nach seiner Entlassung aus dem preußischen Bergdienst 1796 nie wieder eine feste Stellung hatte. Für das meiste, was er tat, zahlte er selbst. Und nachdem er sein beachtliches Vermögen für die Finanzierung seiner Forschung aufgebraucht hatte, war er ständig in Geldnot und starb beinahe verarmt. Er arbeitete allein, ohne Sekretäre oder Assistenten. Er war nicht der letzte in der langen und exquisiten Reihe unabhängiger Wissenschaftler – Darwin und Gregor Mendel kamen sogar noch etwas später. Doch das Zeitalter, in dem Privatpersonen große Entdeckungen ohne formelle institutionelle Unterstützung



Abb. 13: Eduard Hildebrandt, Alexander von Humboldt
in seinem Arbeitszimmer (pinterest.com)

machen konnten, neigte sich dem Ende entgegen. Humboldts Ruhm basierte zwar auf seinen Heldentaten als Entdecker, und in seinen frühen Jahren experimentierte er auch gelegentlich. Doch die meiste Zeit seines Lebens verbrachte er lesend und schreibend. Auf Hildebrandts Porträt ist er umgeben von den Quellen und Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Arbeit: von den Büchern, die die Regale seiner Bibliothek füllen; von den Karten und Tabellen, die seine Arbeitsflächen bedecken; von den Notizbüchern und Zeichnungen, die darauf warten, katalogisiert zu werden. Und vielleicht am wichtigsten: von der Korrespondenz, die neben seinem Stuhl sorgfältig in Kisten gesammelt wird. Für Humboldt war die Bibliothek und nicht das Labor der zentrale Ort wissenschaftlicher Produktion. Und an dieser Stelle erscheint er einmal mehr als – wenn auch exzellenter – Traditionalist, denn diese Arbeitsweise wurde in den Naturwissenschaften zu seiner Zeit langsam, aber sicher obsolet.

Dessenungeachtet verfolgte Humboldt mit großem Interesse neue Entdeckungen und technologische Erfindungen. So schrieb er 1849:

»Frische, neue, wohlgerichtete Kräfte sind in der Zeit, in die wir getreten ... mehr als je nöthig.« Unter seinen Briefen finden sich viele, in denen er den König oder das preußische Kultusministerium bittet, würdige Kandidaten mit akademischen Positionen zu versorgen oder Forschungseinrichtungen finanziell zu unterstützen. Unter letzteren waren zum Beispiel die Berliner Sternwarte, das Zoologische Museum und das Meteorologische Institut. Humboldt war, wie der große Physiologie Emil DuBois-Reymond (Professor seit 1855, Ordensmitglied seit 1877) schrieb: »unser aller und des Geschlechtes vor uns gutter Engel schon immer gewesen«. Humboldt mag zwar alleine gearbeitet haben. Doch er erkannte klar, daß der wissenschaftliche Fortschritt nach fachwissenschaftlicher Spezialisierung und organisierten Arbeitszusammenhängen verlangte. Aus diesem Grund verwandte er so viel seiner eindrucksvollen Energie darauf, jene Institutionen aufzubauen, auf denen die Zukunft der deutschen Wissenschaft basieren sollte.²⁷

Humboldt ist in jeder Hinsicht ein passender Charakter, um diesen Vortrag zu beenden. Denn er war nicht nur für den Orden von größter Bedeutung. Er personifizierte außerdem so anschaulich die widersprüchlichen Tendenzen seiner Zeit: jene Spuren der Vergangenheit und Vorzeichen der Zukunft, die sowohl den Orden *Pour le mérite* als auch die Umwelt, in der er gegründet wurde, prägten.

Anmerkungen

- 1 Thomas Nipperdey, »Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert«. Über Rauch, siehe Hermann Beenken, *Das Neunzehnte Jahrhundert in der Deutschen Kunst* (München, 1944), S. 457 ff.
- 2 Wolfgang Ribbe, *Geschichte Berlins: Band I: Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung* (München, 1987), S. 478 ff.
- 3 Etienne François, »Berlin im 18. Jahrhundert. Die Geburt einer Hauptstadt«, in: Iwan D'Aprile (Hg.), *Tableau de Berlin. Beiträge zur ›Berliner Klassik‹ (1786-1815)* (Hannover-Laatzten, 2005), S. 13-14.
- 4 Arsenij Gulyga, *Schelling: Leben und Werk* (Stuttgart, 1989), S. 357-361.
- 5 Wilhelm Schoof, *Die Brüder Grimm in Berlin* (Berlin, 1964), S. 21.

- 6 Ribbe, *Geschichte Berlins*, S. 512-513.
- 7 Ribbe, *Geschichte Berlins*, S. 509-510.
- 8 Peter Bley, *150 Jahre Eisenbahn Berlin–Potsdam* (Düsseldorf, 1988).
- 9 Burckhardt, *Briefe* (Basel, 1949), Band 1, S. 150.
- 10 Ribbe, *Geschichte Berlins*, S. 577.
- 11 Siehe François, »Berlin im 18. Jahrhundert;« Ribbe, *Geschichte Berlins*; Julius Bab, *Wien und Berlin* (Berlin, 1926).
- 12 James Sheehan, *Geschichte der deutschen Kunstmuseen. Von der fürstlichen Kunstkammer zur modernen Sammlung* (München, 2000), S. 115-120.
- 13 Dieter Langewiesche, *Die Monarchie im Jahrhundert Europas. Selbstbehauptung durch Wandel im 19. Jahrhundert* (Heidelberg, 2006)
- 14 Heinz Dollinger, »Das Leitbild des Bürgerkönigtums in der europäischen Monarchie des 19. Jahrhunderts,« in: Karl Ferdinand Werner (Hg.), *Hof, Kultur und Politik im 19. Jahrhundert* (Bonn, 1985), S. 525-564; Monika Wienfort, *Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft* (Göttingen, 1993)
- 15 David Barclay, *Frederick William IV and the Prussian Monarchy, 1840-1861* (Oxford, 1995); Jörg Meiner und Jan Werquet (Hg.), *Friedrich Wilhelm IV. von Preussen. Politik, Kunst, Ideal* (Berlin, 2014)
- 16 Frank-Lothar Kroll, »»Bürgerkönig« oder »König von Gottes Gnaden«? Franz Krüger's Porträt Friedrich Wilhelms IV. Als Spiegelbild zeitgenössischer Herrschaftsauffassungen«, in: Kroll, *Das geistige Preussen* (Paderborn, 2001), S. 115-126; Rainer Schoch, *Das Herrscherbild in der Malerei des 19. Jahrhunderts* (München, 1975); Beenken, *Das 19. Jahrhundert*, S. 363-364.
- 17 Barclay, *Frederick William IV*, S. 54, 59, 106 ff.
- 18 Ulrike Leitner (Hg.), *Alexander von Humboldt-Friedrich Wilhelm IV. Briefwechsel* (Berlin, 2013), S. 74-78; Barclay, *Frederick William IV*, S. 73.
- 19 Leitner, *Briefwechsel*, S. 59. In diesem Band finden sich 429 Briefe von 1819 bis 1858.
- 20 Jerome Blum, *In the Beginning. Europe in the 1840s* (New York, 1994), S. 108; Heinz-Elmar Tenorth und Charles McClelland, *Geschichte der Universität Unter den Linden: Band I. Gründung und Blütezeit der Universität zu Berlin, 1810-1918* (Berlin, 2012), S. 199, 213.
- 21 Rainer Baasner, *Briefkultur im 19. Jahrhundert* (Tübingen, 1999).
- 22 Albrecht Schöne, *Der Briefschreiber Goethe* (München, 2015).
- 23 Philip Mattson, *Verzeichnis des Briefwechsels Wilhelm von Humboldts* (Heidelberg, 1980).
- 24 Andrea Wulf, *The Invention of Nature: The Adventures of Alexander von Humboldt, The Lost Hero of Science* (London, 2015), S. 279.
- 25 *Briefwechsel zwischen Gauss und Bessel* (Leipzig, 1880). Noch ein Beispiel: *Berzelius und Liebig. Ihre Briefe von 1831-1845* (Göttingen, 1982).

- 26 R. S. Turner, »The Growth of Professional Research in Prussia, 1818-1848«, *Historical Studies in the Physical Sciences*, III (1971); Everett Mendelsohn, »The Emergence of Science as a Profession in 19th Century Europe«, in K. B. Hill (Hg.), *The Management of Scientists* (Boston, 1964), S. 3-48; Blum, *In the Beginning*, Chapter 4, »The World of Learning.«
- 27 S. Kurt Biermann (Hg.), *Alexander von Humboldt: Vier Jahrzehnte Wissenschaftsförderung: Briefe an das preussische Kultusministerium, 1818-1859* (Berlin, 1985) und Jürgen Hamel (Hg.), *Alexander von Humboldt zu Berlin – Sein Einfluss auf die Entwicklung der Wissenschaften* (Augsburg, 2003).